

Kann man Musik sehen?

Vortrag zur Eröffnung der Fotoausstellung *Augenblicke in der Musiktherapie*

Wir leben in einer Welt der Sichtbarkeiten. Das, was uns in unserem alltäglichen Dasein umgibt und gegenübersteht, zeichnet sich dadurch aus, sichtbar zu sein, und zwar in umfassendem Sinne. Zunächst ist alles das sichtbar, was zum Objekt unserer Wahrnehmung, unseres reaktiven Empfindens und unseres entdeckenden Erkennens wird: Gegenstände, Personen, Naturerscheinungen, gewöhnliche und außergewöhnliche Phänomene. Dann gibt es eine Weise der ausdrücklichen Sichtbarkeit, die uns über das gewohnte Auffassen hinaus eigens auf sich – und zugleich auf unser Sehen verweist, so wie es in der künstlerischen Darstellung, im Bild, einer Zeichnung, einer Skulptur oder in der Fotografie geschieht. Und weiter gefaßt gehen die modernen Bestrebungen der Technik darauf zu, Dinge, Vorgänge und Verhältnisse, die sich unserem direkten Blick entziehen, eigens sichtbar zu machen und als ans Licht gehobenes Beobachtetes vermittelbar werden zu lassen – angefangen von medizinischen Geräten zur Innenschau über Satellitentechnik bis hin zu Cyber-Welten, die gewissermaßen das in uns Befindliche in die mediale Darstellung und Abbildbarkeit bringen.

Wir sind an diese Vorrangstellung des Sichtbaren gewöhnt – sie ist uns nahezu fraglos selbstverständlich, und nur zuweilen empfinden wir die Flut des Sichtbaren als Überflutung, wenn sich unser Auge überreizt verweigert oder unser aufnehmendes Inneres der Fülle des Wahrgenommenen nicht mehr Stand zu halten vermag. Dann sehnen wir uns nach Oasen des Sichtbarkeitsentzugs, die uns Pausen gewähren von dem beständigen Ins-Gegenüber-treten-müssen, zu dem wir im Sichtbaren herausgefordert sind.

Und so stoßen wir inmitten aller offenbaren Sichtbarkeit an Grenzen: zum einen, weil unser individuelles Sehvermögen nicht (oder nicht mehr) hinreicht, mit der stets zunehmenden Komplexität des Visuellen Schritt zu halten, zum anderen, weil wir zuweilen spüren, daß es etwas außerhalb (oder neben) der Sichtbarkeit gibt, daß sich unserem sehenden Zugriff verweigert und entzieht. Die Märchen und Mythen aus alter Zeit erzählen davon: dort begegnen uns Feen und Geister, die den Märchen-Helden helfend und heilend beistehen, Wünsche erfüllen, Unmögliches bewirken – und dabei den Augen der Gewöhnlichen verborgen bleiben. Wir kennen aus der Kindererzählung den kleinen Kobold, der seinen Schabernack mit den Menschen treibt, Dinge versteckt und verschwinden läßt – so lange, bis er an etwas Menschlichem hängen bleibt und in die Sichtbarkeit gezwungen wird.

Wir hören in verschiedenen Mythen von Tarnkappen, die das Sichtbare verbergen und so ein Agieren neben der wachen Wahrnehmung erlauben – bis etwas die Tarnung aufhebt, und wir erfahren schließlich im philosophischen Mythos von einer eigenen Form der Sichtbarkeit, die sich nur demjenigen erschließt, der sein gewohntes Sehen und die vertraute Ansichtigkeit der Dinge in der Höhle der Lebenswelt vollends aufgibt und verläßt, um sich einer Helle auszusetzen, die zunächst so sehr blendet, daß sich gar nichts mehr erkennen läßt. Das Unsichtbare bewegt sich also am Rande der Sichtbarkeit – im Geheimnisvollen, Traumhaften, Ideellen, Unterbewußten – und es bildet zugleich den Untergrund zu jener vertrauten Sichtbarkeit, in der wir uns alle gemeinschaftlich bewegen. Gerade dieses nie ganz Aufzuklärende, das sich dem Gewohnten, Gesetzmäßigen entzieht, reizt uns und zieht uns an, so daß wir es erhaschen, ergründen, festzuhalten wünschen – oder wenigstens einmal zu Gesicht bekommen wollen – und sei es zu dem Preis, es für immer zu verlieren, wie es dazumal in Köln geschah.

Doch indem wir uns auf welche Weise auch immer der Existenz des im Unsichtbaren Wirkenden vergewissern wollen, bemerken wir, daß die alltägliche Welt des Sichtbaren auf einer geheimnisvollen Schicht des Verborgenen und dem taghellen Zugriff Entzogenen aufruht. Dann gewinnen wir zumindest eine Ahnung, daß sich alle selbstverständlich gegebene Sichtbarkeit einer vorgängigen Verdecktheit, einem Zug des Verborgenen und der Zurückhaltung verdankt. So können wir verstehen, daß jegliche Erscheinung, die uns vor Augen tritt, ein Heraustreten aus der vorherigen, nicht weiter beachteten Verborgtheit voraussetzt. Dieser Zusammenhang wird besonders in der Kunst spürbar, da dort der eigene Vorgang des Erscheinens und der Sichtbarwerdung dieses Aufscheinens in die Aufmerksamkeit gelangt – das aber kann und soll hier nicht weiter verfolgt werden. Daß auch in der Musik etwas offenbar wird, was sich aber zunächst nicht sehen läßt, sollte uns aus heutigem Anlaß zu denken geben. Ist Musik also eine unsichtbare Kunst?

Musik nimmt uns ganz in das Hören hinein, führt uns somit in unser Inneres und entfernt uns damit zugleich von der Welt. Daher schließen wir auch oftmals die Augen, wenn wir besonders intensiv zuhören wollen. Musik ist keine darstellende, zeigende Kunstform – sie läßt nichts im Gegenüber zum Stand kommen und erkennbar werden, sondern bewegt sich im ständigen Fluß der Veränderung. Musik entfaltet sich in zeitlichen Ablauf und bildet so den prozeßhaften Charakter unserer Wahrnehmungen nach und mit. Darüber hinaus verleiht Musik unseren Stimmungen und unserem inneren Empfinden Ausdruck, und steht damit in

Verbindung zu denjenigen Anteilen in uns, die der zugreifenden Sichtbarkeit entzogen sind. In der Musik sind wir zum einen ganz uns selbst zugewandt, zugleich aber auch in einer Weise dem Äußeren, Hörbaren geöffnet, die kein Dazwischen zuläßt. Anders als beim Auge kann sich das Ohr nicht selbsttätig verschließen und ist dem Wahrgenommenen nicht gegenüber, sondern ganz *in ihm*. Musik führt uns in das Äußere, Hörbare, Klanghafte, Resonierende hinein, indem sie uns ganz umfaßt und ergreift, in distanzloser Bewegung mitnimmt – und doch zugleich zutiefst zu uns selbst hinführt. Sie vollzieht eine doppelte Bewegung: ichwärts vom erklingenden Außen zum widerhallenden Inneren, und weltwärts vom resonanzfähigen Inneren in ein polyphones Äußeres.

Bedeutet das nun, daß die Musik, wenn sie doch dem unsichtbaren und daher auch schwer faßlichen Inneren zugeordnet ist, auch das Geheimnisvolle, Zauberhafte, Wunderbare beheimatet, das uns am Rande des Sichtbaren begegnet und berührt? Können wir in der Musik wahrnehmen, daß es „mehr gibt zwischen Himmel und Erde, als wir mit unserer (wachen und scholastisch geschulten) Philosophen-Weisheit zu erfassen im Stande sind? (Übrigens, gerade bei Shakespeare wird der bühnenhafte Auftritt einer wunderbaren Geisterscheinung oftmals mit Musik verbunden...). Liegt es an dieser Zugehörigkeit zum Reich des Unsichtbaren, daß uns Musik zuweilen so tief und herzinnig zu berühren vermag? In jedem Fall versetzt uns Musik in einen ganz anderen Wahrnehmungszustand – in träumerisch-versunkenes Bei-sich-sein ebenso wie in extatisch-enthusiastisches Außer-sich-sein. In diesem Sinne eröffnet Musik uns einen eigenen Zugang zum Unsichtbaren, das in unseren Gefühlen, Empfindungen und Stimmungen aufbewahrt liegt.

Auch wenn wir in dem aufgezeigten Sinne das Eigene der Musik gerade in dieser dem Sehen so grundverschiedenen Anlage verstehen, hörend in und bei den Dingen und uns selbst zu sein, so ist unser Drang nach Sichtbarkeit doch so groß, daß wir zuweilen hinter den Schleier des hörenden Eingebundenseins schauen wollen. Wir möchten so gerne einen erkennenden, klärenden, verstehenden Blick auf die Musik und das musikalische Hören und Fühlen werfen, der uns erschließt, wie und warum wir uns so sehr durch musikalische Klänge angegangen und berührt fühlen. Läßt sich nun aber diese Eigentümlichkeit der Musik, unsichtbar zu sein, in irgendeiner Weise aufheben, ohne etwas von ihrem Geheimnis und ihrer Wunderkraft zu zerstören? Gibt es einen Zauber, der bewirkt, daß Musik sichtbar wird – so wie die guten Feen und Zaubermächte sich zu Zeiten zeigen und dem

bedürftigen Sehen erscheinen? Und wenn das möglich sein sollte, was tritt uns vor Augen, wenn wir Musik sehen?

In jedem Fall scheint es geboten, behutsam vorzugehen. Das Wissen der Alten gibt uns Warnung genug, um zu erahnen, was geschieht, wenn wir das Zauberhafte zu zwingen suchen: entweder entschwindet es für immer ins Unerreichbare, oder aber es vernichtet und zerstört unseren zudringlichen Übermut. Wir müssen uns also mit aller gebotenen Vorsicht nähern, um weder uns selbst noch das Gesuchte zu verlieren.

Diese eigene Art der Vorsicht und Behutsamkeit führt uns zu zweierlei Weisen der Sichtbarwerdung, die darum bemüht sind, das Geheimnis des Unsichtbaren zu wahren: zunächst der Annäherung in einem andeutenden, ahnungsvollen Denken und dann der Öffnung für ein indirektes, an-sich-haltendes Sehen.

Beidem ist gemein, daß sie das Gesuchte nicht vorschnell ans Licht zerren wollen, daß es ihnen nicht darum zu tun ist, den grellen Spot des alles durchschauenden und begreifenden Erkennens auf das Verborgene zu richten. Ein indirektes Sehen nimmt sich ganz zurück, erhascht Hinblicke, gewinnt Einsichten und Perspektiven, sucht Durchblicke – ohne das Ganze in die ausgehellte, sichtbar gewordene Gesamtansicht zu bringen. Es bleibt im diffusen Licht – nicht, weil es aus technischem Mangel keine bessere Ausleuchtung vermöchte, sondern weil es nur so etwas zu sehen bekommt und in die Sichtbarkeit rückt, was sich dem allzu Hellen sofort entzöge.

Ebenso ein Denken, das sich nicht in begrifflicher Präzision und Genauigkeit abarbeitet und nach unanfechtbaren Eindeutigkeiten strebt, sondern in ahnungsvoller Vieldeutigkeit sein läßt, und so ein Verstehen gewährt, das darauf hinweist, wie sich am Rande des klar Gefaßten erst das eigentlich Erstrebte verbirgt. In dieser vielschichtig-offenen Denkart stehen sich unterschiedliche Perspektiven gegenüber, erhellen und befragen sich gegenseitig, lassen blitzartig etwas aufleuchten und ertragen, daß es wieder ins Dunkel zurücksinkt.

Und dennoch erwächst beidem, dem indirekt-zurückhaltenden Sehen und dem ahnenden, offenen Denken aus ihrem scheinbaren Nachteil der eigentliche Gewinn: der Verzicht auf das feststellende, positionierende, fokussierende Bezeichnen und Abbilden ermöglicht erst die Öffnung für etwas, das sich von sich aus jeglicher entzaubernden-eindeutigen Fassung entzieht. Der verwirrenden Frage nach der Sichtbarkeit der Musik kann nur ein bewegliches, horizont-offenes Denken entsprechen, das sich nicht hinter vorschnellen Begrifflichkeiten und Antworten

versteckt, und es mit der eigenen Grenze des Unsagbaren aufzunehmen wagt. In diesem Sinne verfolgen wir den Gedanken eines Sichtbarwerdens der Musik weiter: Das, was sich in der Musik (oder aus ihr heraus) sehen läßt, muß etwas von dem widerspiegeln, was Musik wesentlich ausmacht. Das in ihr Schwingende, die von ihr ausgehende Berührungskraft selbst muß in die Sichtbarkeit treten, wenn überhaupt dieses Geheimnisvolle zu entdecken ist. Und damit zugleich muß sich etwas von unseren Empfindungen sehen und erkennen lassen, die in der Musik anklingen und mit ihrem Verlauf aufblühen und vergehen. Das Unsichtbare der Musik, wenn es sichtbar wird, müßte also zugleich etwas von unserem Eigenen, in die Unsichtbarkeit Geborgenen, erschauen lassen.

Wenn sich nun ein vorsichtiges und umsichtiges Hinsehen seiner Eigenart bewußt ist und sie in aller Offenheit auf das Unsichtbare zuträgt, kann es sich ereignen, daß sich das Verborgene und Geheimnisvolle augenblickshaft preisgibt. In solchen Momenten können wir Musik sehen. Das ist uns heute gewährt – dank der Photographien von Gabriele Klaes, die uns an jene geheimnisvolle Grenze der Sichtbarkeit im Unsichtbaren führen.

Was zeigen uns diese eigens komponierten Fotos?

Sie geben einen Einblick in das musikalische und therapeutische Geschehen, lassen Momente, Situationen, Hinsichten entstehen, die aus dem musiktherapeutischen Kontext herausgelöst sind, ohne ihn zu zerstören oder zu unterbrechen. Sie wirken wie verlängerte Augenblicke, in denen die Zeit aufgehoben scheint, ohne daß ihr eigentlicher Verlauf damit unterbrochen wäre – so, als könnten wir einen Blick verlängern, entzeitlichen, im gleichzeitigen Weiterfluß der Zeit.

Was diese Bilder uns aber vor allem zeigen, ist das verborgene Geschehen der Musik selbst – und das Verborgene, Geheimnisvolle, Zauberhafte der Musik besteht womöglich genau darin, geschehenshaft zu sein. Sie deuten auf einen Prozeß, einen Zusammenhang, eine beständige Weiter- und Fortführung, die nicht nur Töne, Harmonien und Klänge zueinanderfügt, sondern darüber hinaus fühlbar macht, daß wir in einem andauernden Fluß des veränderlichen Selben eingebunden sind, der uns fortträgt und hält zugleich. Das verborgene Geschehen der Musik selbst, das so heilsam zu sein vermag, weil es uns im tiefsten Inneren entspricht, zeigt sich in diesen Bildern vor allem in zwei Momenten: Als *Stimmung* und als *Beziehung*. Diesen beiden Momenten wollen wir noch mit einigen kurzen Reflexionen nachfolgen.

Das Gestimmtsein ist selbst ein urmusikalisches Geschehen. So, wie jedes Instrument, bevor es gespielt werden kann, zunächst gestimmt werden muß, so werden auch wir im Hören (und Spielen) von Musik zu schwingungsfähigen Resonanzkörpern, die angerührt und zum Klingen gebracht werden, um in der entsprechenden Stimmung weiterzutönen. Dieses eigene Mitschwingen, dieser Widerhall, durchstimmt uns; läßt uns freudig, ausgelassen, überrascht, erschrocken, lauschend, erwartungsvoll, aufmerksam, melancholisch, träumerisch, wehmütig, klagevoll sein – und beschenkt uns mit dem Reichtum dieser Empfindungsmöglichkeiten, die wir alle in uns tragen, und sei es in der stummen Erwartung auf den rechten Anschlag oder die gemäße Berührung.

Das erleben wir im Musik-Hören – viel mehr aber noch, wenn wir selbst spielend Teil des musikalischen Geschehens werden. Dann wird aus dem Hören zugleich ein Tun, das im therapeutischen Zusammenhang zudem die Besonderheit zeigt, als freies Spiel jenseits aller bewertenden Maßstäbe zur Entfaltung kommen zu können. Und in dieser musikalischen Bewegung, dem Eingebundensein in ein sich selbst regelndes Spiel, entsteht eine eigene Sinnhaftigkeit, die wir kaum erklären können – die uns aber in den hier gezeigten Fotos vor Augen tritt: in der Gelöstheit eines Lachens, im Ergreifen einer Hand, im schwerelosen Gewiegtsein, in der Streckung des erhobenen Arms, der sich zum Klang der Trommel hinspannt. In diesen Gesten liegt mehr, als sich aussagen läßt: sie verweisen auf ein glückvolles Aufgehobensein im erfüllten Augenblick des musikalischen Spiels. Dieser Augenblick ist vollkommen, weil er alles in sich trägt: alle Möglichkeit zu sein, da zu sein, in und mit dem, was ist und nicht ist, und dem, was sein kann und darf. Diesen Augenblick sehend miterleben zu können eröffnet die einmalige Möglichkeit, etwas von dem zu hören, was in diesen Fotos mitschwingt.

Das bringt uns zu der zweiten sichtbar werdenden Unsichtbarkeit: der *Beziehung*. Das gemeinsame musikalische und therapeutische Spiel ruht auf einer entstehenden Verbindung zweier miteinander resonierender Klangkörper und Daseinsweisen, bei denen es völlig in den Hintergrund tritt, welche Voraussetzungen und Bedingungen hier walten. Für den Fortgang der Musik ist einzig von Bedeutung, daß sich beide gleichermaßen in diese Beziehung hineingeben, ohne abwägende Vorbehalte und Rücksichten, und sich damit zugleich dem Walten der Musik überlassen. Gelingt das, entsteht eine Wechselwirkung zwischen hörendem Aufnehmen und spielendem Befreien, zwischen führender Herausforderung und folgender Überschreitung aller gewohnten Grenzen, zwischen bangem und vorsichtigem Fragen und versicherndem

Tragen, zwischen Idee und Nichts, zwischen Du und Ich. Diese Wechselbeziehung nimmt beide, Therapeuten und Mitspielenden, in ein gegenseitiges Zueinander, das sich gegenseitig versichert, überall hin gehen zu können, wohin die Musik führen will. Diese Beziehung entsteht durch Musik, lebt in der Musik und klingt bis ins Unhörbare hinein nach. In ihr liegt die Möglichkeit, alle Einschränkungen und Begrenzungen zumindest augenblickshaft überwinden zu können – und mehr ist uns im sterblichen Dasein wohl niemals gewährt.

Dieses gegenseitige und wechselseitige Beieinandersein ist für gewöhnlich unsichtbar, so sehr es im ertönenden Geschehen auch präsent ist. Doch im Hinsehen auf dies in der Unsichtbarkeit Erscheinende – die Verbindung zwischen Hand und Auge, die sich berührenden Blicke, das sich einschiebende Kind oder das befreite Lachen des verstummten Erwachsenen – ist sie plötzlich da, tritt vor Augen: als Einmaligkeit eines in der Musik geschehenden Zueinanderkommens, das so tief beglückt, weil es versteht – ohne Worte, im beredten Erklängen aller Seelenkräfte, in der Fülle des Augenblicks vor aller Versprachlichung, der alles aufzuheben und zu tragen vermag, was in ihn hineingelegt wird – und der loslassen kann, wenn es Zeit ist, ins Verklingen zu entschwinden. Dieser Zauber lässt sich sehen, wenn es gelingt, in rechter Weise hinzuschauen – und das wünschen wir nun allen, die mit uns gemeinsam die zauberhaften Fotos aus der musiktherapeutischen Arbeit von Matthias Michalek betrachten wollen.

Denn: Sehen will gelernt sein, ebenso, wie Musik schon immer vermocht wird!

In diesem Sinne begeben wir uns jetzt in das Geheimnis um das Sichtbarwerden der Musik.